

Leseprobe aus:

Diane Chamberlain

Das Mädchen, das keiner wollte



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

DIANE CHAMBERLAIN

*Das Mädchen,
das keiner wollte*

Roman • Aus dem Englischen
von Sabine Längsfeld

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
«Necessary Lies» bei St. Martin's Press, New York.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, Mai 2014

Copyright © by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

«Necessary Lies» Copyright © 2013 by Diane Chamberlain Books, Inc.

All rights reserved.

Redaktion Johanna Schwering

Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke / Cordula Schmidt

(Umschlagabbildung: Lee Avison / Trevillion Images)

Satz aus der Arno Pro, InDesign,

bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

Printed in Gemany

ISBN 978 3 499 23254 1



*Jenen Frauen und Männern gewidmet,
die nicht die Wahl hatten*

22. JUNI 2011

1



Brenna

Die Bitte war natürlich seltsam – das Haus wildfremder Menschen betreten zu dürfen, um einen Blick in einen Schrank zu werfen –, und während ich auf der Suche nach der richtigen Adresse durch die Nachbarschaft fuhr, wurde ich immer nervöser.

Da war es: Nummer 247. So groß hatte ich mir das Haus nicht vorgestellt. Umringt von riesigen Magnolien, großen Eichen und hohen Kräuselmyrten stand es ein wenig abseits an der sanft gewundenen Straße. Es hatte einen butterzarten hellgelben Anstrich mit weißen Zierrändern und wirkte in der frühen Morgensonne frisch und rein. Alle Häuser, an denen ich vorbeigekommen war, besaßen, auch wenn sie sich architektonisch voneinander unterschieden, dieselbe imposante und gleichzeitig einladende Ausstrahlung. Ich kannte mich in Raleigh nicht besonders gut aus, aber dies war bestimmt eines der schönsten alten Stadtviertel.

Ich stellte das Auto am Straßenrand ab und betrat den Weg zum Haus. Pflanztröge säumten die breiten Stufen, die hinauf zu der umlaufenden Veranda führten. Ich sah auf die Uhr. Mir blieb eine Stunde, ehe ich wieder im Hotel sein musste. Es gab also wirklich keinen Grund zur Eile, doch ich verlor allmählich die Nerven. Heute gab es so vieles, von dem ich inständig hoffte, dass es gutgehen würde, und der Großteil davon lag nicht in meiner Macht.

Ich drückte auf den Klingelknopf und hörte es läuten. Innen bewegte sich etwas, dann öffnete sich die Haustür. Die Frau – sie war vielleicht vierzig, jedenfalls mindestens zehn Jahre jünger als ich – lächelte, doch es gelang ihr nicht, ihren gehetzten Gesichtsausdruck damit zu kaschieren. Ich hatte sofort ein schlechtes Gewissen, weil ich sie so früh am Tag belästigte. Sie trug weiße Shorts, ein rosarot gestreiftes T-Shirt und Tennisschuhe und hatte einen schimmernden sommerbraunen Teint. Sie gehörte zu jenem zierlichen, gepflegten Typ Frau, bei dessen Anblick ich mich immer gleich ein bisschen schlampig und plump fühlte, obwohl ich wusste, dass ich mit meiner schwarzen Hose und der blauen Bluse gut angezogen war.

«Brenna?» Sie fuhr sich mit den Fingern durch die kurzen blonden Haare.

«Ja», sagte ich. «Und Sie müssen Jennifer sein.»

Jennifer sah an mir vorbei nach draußen. «Ist sie gar nicht mitgekommen?», fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf. «Ich dachte eigentlich, sie würde mich begleiten, aber sie hat es sich im letzten Moment anders überlegt. Sie schafft es einfach nicht.»

Jennifer nickte. «Das ist sicher ein schwerer Tag für sie.» Sie trat von der Haustür zurück. «Kommen Sie rein. Es sind zwar schon Sommerferien, aber die Kinder sind beim Schwimmtraining. Wir haben also Glück. Wir haben das Haus für uns. Die Kinder stellen immer so viele Fragen.»

«Danke.» Ich ging an ihr vorbei ins Foyer. Ich war froh, dass sonst niemand zu Hause war. Um ehrlich zu sein, wünschte ich, ich hätte das Haus ganz für mich allein. Ich hätte es liebend gern erforscht. Aber deshalb war ich nicht gekommen.

«Kann ich Ihnen irgendetwas anbieten?», fragte Jennifer. «Kaffee, vielleicht?»

«Nein. Vielen Dank.»

«Na dann, kommen Sie. Ich zeige es Ihnen.»

Sie führte mich zu einer breiten gewundenen Treppe, und wir gingen schweigend hinauf, begleitet nur vom Klang meiner Schuhe auf den dunkel glänzenden Hartholzstufen.

«Wie lange leben Sie schon hier?», fragte ich, als wir den ersten Stock erreicht hatten.

«Seit fünf Jahren», antwortete sie. «Wir haben von Grund auf renoviert. Das heißt, wir haben alle Zimmer neu gestrichen und jeden einzelnen Zentimeter Deckenstück. Sämtliche Wandschränke ebenfalls. Bis auf den einen.»

«Und wieso den nicht?», fragte ich, während ich ihr über einen kurzen Flur folgte.

«Die Frau, von der wir das Haus gekauft haben, hatte uns ausdrücklich darum gebeten, es nicht zu tun. Sie sagte, das Paar, von dem sie das Haus einst kaufte, hätte sie ebenfalls darum gebeten, obwohl eigentlich niemand wusste, weshalb man den Schrank nicht streichen sollte. Unsere Vorbesitzerin hat uns damals auch die Inschrift gezeigt. Mein Mann fand, wir sollten es einfach überstreichen – ich glaube, die Sache war ihm unheimlich –, aber ich habe es ihm ausgedet. Ich meine, es ist ein Wandschrank. Was macht es schon, wenn der ungestrichen bleibt?»

Wir hatten die Tür am Ende des Flurs erreicht. «Bis zu Ihrem Anruf hatte ich keine Ahnung, was es zu bedeuten hat.» Sie öffnete die Tür. «Das ist das Zimmer meiner Tochter», sagte sie. «Also entschuldigen Sie bitte die Unordnung.»

Meine Vorstellung von Unordnung war definitiv eine andere als ihre. Ich konnte mich noch lebhaft an die Zimmer meiner Zwillingstochter erinnern. «Wie alt ist Ihre Tochter?», fragte ich.

«Zehn. Deshalb der Justin-Bieber-Wahn.» Sie machte eine ausladende Handbewegung, die den lavendelfarbenen Raum und die fast nahtlos aneinandergeletzten Poster an den Wänden umfasste.

«Das wird noch schlimmer.» Ich lächelte. «Ich hätte die Teen-

ager-Jahre meiner Töchter um ein Haar nicht überlebt.» Ich dachte an meine Familie – meinen Mann, meine Töchter und deren kleine Kinder – oben in Maryland und vermisste sie plötzlich. Ich hoffte sehr, am Wochenende wieder zu Hause zu sein – wenn all dies ausgestanden war.

Jennifer machte die Schranktür auf. Es war ein kleiner Wandschrank, wie sie für diese älteren Häuser typisch waren. Er war vollgestopft mit Bügeln voller Kleidung und einem Durcheinander an Schuhen auf dem Boden. Mich schauderte plötzlich, als hätte sich hinter mir ein Gespenst ins Zimmer gestohlen. Ich umfasste meine Arme, als Jennifer an einer Kordel zog, um das Licht anzumachen. Sie schob die Kleiderbügel zur Seite.

«Da!», sagte sie und zeigte auf eine Stelle an der linken Wand, in etwa auf der Höhe meiner Knie. «Brauchen wir vielleicht eine Taschenlampe?», fragte sie. «Oder nein, warten Sie, ich nehme einfach ein paar von den Sachen heraus. Das hätte ich ja ruhig auch schon vorher tun können.» Sie hob einen Armvoll Klamotten an, nestelte mühsam die Bügel von der Stange und nahm die Sachen heraus. Der Schrank füllte sich mit Licht, und ich bückte mich in den engen Innenraum, wobei ich mit dem Fuß rosarote Turnschuhe und ein Paar Sandalen aus dem Weg schob.

Ich ließ die Finger über die in den Putz geritzten Buchstaben gleiten. Kleine Splitter alter Wandfarbe hefteten sich an meine Fingerspitzen.

Ivy und Mary warn hier. Ganz plötzlich fühlte ich mich überwältigt von der Angst, die sie damals empfunden haben musste, und von ihrem Mut. Ich verließ den Schrank und wischte mir im Aufstehen die Tränen aus den Augen.

Jennifer berührte mich sanft am Arm. «Alles in Ordnung?», fragte sie.

«Ja», antwortete ich. «Ich bin dankbar, dass Sie es nicht überstrichen haben. Das macht es sehr real für mich.»

«Sollten wir jemals wieder hier ausziehen, werden wir den neuen Besitzern auch sagen, dass sie es bewahren sollen. Es ist doch schließlich ein Stückchen Geschichte, nicht wahr?»

Ich nickte. Dann fiel mir ein, dass ich mein Smartphone in der Tasche hatte. «Darf ich vielleicht ein Foto machen?»

«Natürlich!», antwortete Jennifer und fügte lachend hinzu: «Aber bitte ohne den Verhaue meiner Tochter!»

Ich zog das Telefon aus der Tasche und kniete mich neben die Inschrift an der Schrankwand. Ich drückte auf den Auslöser und spürte wieder diese gespenstische Präsenz. Nur dass es sich diesmal anfühlte wie eine Umarmung.

1960

2



Ivy

Ich fegte die Erde vor der Tabakscheune sauber, weil ich darauf hoffte, mit Henry Allen zu sprechen. Aber der war am anderen Ende vom Feld mit den Maultieren am Machen, und es sah nicht so aus, wie wenn er bald fertig wäre. Hatte keinen Zweck, noch länger zu warten. Die Tagelöhner waren alle schon weg, und wenn Mr. Gardiner mich hier sah, fragte er sich bestimmt, was ich noch hier zu suchen hatte. Mary Ella war natürlich auch schon weg. Ich wollte lieber gar nicht wissen, mit welchem Jungen – oder Kerl – sie jetzt wieder unterwegs war. Wahrscheinlich war sie irgendwo im Wald. Unten am Bach vielleicht, an dem versteckten Plätzchen zwischen den Bäumen und dem Geißblattgestrüpp, wo man ungestört machen konnte, was man wollte. Ich kannte die Stelle ziemlich gut. Und Mary Ella vielleicht auch. Henry Allen sagte immer, «einfach nicht dran denken», also versuchte ich, es aus meinem Kopf zu kriegen. Meine Schwester machte sowieso, was sie wollte. Da konnte ich nix dran ändern und niemand anders auch nicht. Wie ich ihr gesagt hatte, dass wir bei uns nich noch 'n Baby brauchen können, sah sie mich bloß mit ihrem leeren Blick an. Wie wenn ich eine fremde Sprache sprechen täte. Wenn Mary Ella diesen Blick draufhatte, kam keiner mehr zu ihr durch. Sie war siebzehn – zwei Jahre älter als ich –, aber man hätte meinen können, ich wär ihre

Mama, die sie davor behüten wollte, vom graden Weg abzukommen. Manchmal hatte ich das Gefühl, von jedem hier die Mama zu sein.

Ich machte mich auf den Heimweg, die Deaf Mule Road zwischen den zwei Tabakfeldern entlang. Die Felder streckten sich bis in alle Ewigkeit. Ich konnt gar nicht hinsehen, so viele, viele Morgen Tabak mussten wir noch ernten. Meine Finger waren noch ganz klebrig vom Teer. Ich hatte sogar das Gefühl, als wärn meine Haare voller Teer, und wie ich die Straße langlief, zog ich eine blonde Haarsträhne unter meinem Kopftuch heraus, um nachzusehen. Sah aber ganz normal aus. Wie Stroh eben. Hatte Nonnie mal über meine Haare gesagt. Dabei war sie meine eigene Großmutter, aber auf meinen Gefühlen rumzutampeln machte ihr gar nix aus. Sie hatte leider recht. Bei uns hat Mary Ella die ganze Schönheit abgekriegt. Rosige Wangen. Den Kopf voll langer wilder Locken in der Farbe von Zuckermais. Blaue Strahleugen. «Ihr Aussehen is 'n Fluch!», sagte Nonnie immer. «Sie muss nur zur Haustür raus-spazieren, und schon verliert jeder Kerl in Grace County den Verstand.»

Ich zog die Schuhe aus. Der Staub auf der Straße war weich und warm. Das schönste Gefühl vom ganzen Tag. Immer wenn ich das machte – barfuß über die Lehmstraße laufen, die vom großen Farmhaus der Gardiners zu unserer Hütte führt –, hatte ich das Gefühl, ich würde auf Mamas altem schwarzem Samtschal laufen. Der dünne Schal war praktisch das Einzige, was uns von ihr geblieben war. Früher hab ich damit geschlafen, aber seit Mary Ella und ich unser Bett auch noch mit Baby William teilen mussten, war dort kein Platz mehr, nur noch für meine Erinnerung an Mama, und die war nach so vielen Jahren selbst nur noch ein winziger Fetzen.

Ich kam ans Ende der Straße, dahin, wo sie in den Wald eintauchte. Der Pfad wurde immer holpriger, voller Wurzeln und Steine, aber ich kannte jeden einzelnen Buckel auswendig. Bevor

ich auf die Lichtung mit der Hundskamille kam, zog ich mir die Schuhe wieder an. Ich konnte schon Baby William weinen hören. Er heulte ganz schön laut, und Nonnie schrie ihn an, er sollte endlich die Klappe halten. Also fing ich an zu rennen, bevor er sie so weit getrieben hatte, dass sie zuschlug. Er hatte bestimmt schon den ganzen Nachmittag Schläge bezogen. Dabei war Nonnie kein schlechter Mensch. Aber wenn ihr vom Rheuma die Hände ganz rot und heiß und weh waren, riss ihr schnell der Geduldsfaden. Erst hatte sie unseren Papa großgezogen, sagte sie immer, dann mich und Mary Ella, und als sie gerade glaubte, sie wär endlich fertig mit Kindergroßziehen, war auf einmal noch Baby William dahergekommen.

«Ich bin da!», rief ich und lief in den Garten. Das Fahrrad, das ich mir mit Mary Ella teilte, lag im Staub. Ich sprang drüber und bog beim Holzstoß um die Ecke. Baby William stand auf der Verandastufe. Die volle Windel hing ihm bis zur Hälfte seiner kurzen dicken Beinchen herunter. Sein Gesicht war knallrot, und die Tränen machten helle Spuren in seine schmutzigen Backen. Mit den dichten schwarzen Locken sah er aus, wie wenn er eine Perücke auf dem Kopf hätte. Wie er mich sah, streckte er die Arme aus.

«Ich bin da, Babylein!», sagte ich und hob ihn hoch. Er hörte sofort auf zu schreien, wie immer, und sein ganzer Körper zitterte, weil endlich das Weinen vorbei war. Wär Mary Ella jetzt hier gewesen, dann hätte er sich nach ihr gestreckt – Baby William wusste ganz genau, wer seine Mama war –, aber jetzt gehörte er mir. «Hab ich dich, du Süßer!», flüsterte ich ihm ins Ohr.

Ich spähte durch die offene Tür ins Haus, weil ich wissen wollte, wo Nonnie war. Aber drinnen war es dunkel, und ich konnte gerade mal das Fußende von unserem alten Sofa erkennen, weil durch die Haustür das Sonnenlicht drauffiel. Nonnie ließ den ganzen Tag die Rollos unten, damit es im Haus ein bisschen kühler blieb. Mr. Gardiner hatte zwar damals, wie ich noch klein war, Strom in unser

Haus gelegt, aber ich könnte schwören, dass Nonnie immer noch nicht wusste, wie das funktionierte. Egal. Das einzige richtige Licht bei uns zu Hause hielt ich sowieso gerade auf dem Arm.

«Na, dann woll'n wir dich mal wickeln!», sagte ich, stieg die Stufe hoch und ging ins Haus. Ich zog die knarzenden alten Rollos an den beiden Vorderfenstern hoch, damit Licht reinkam, und jede Menge Staubkörnchen schwebten durchs Zimmer. Nonnie tauchte im Durchgang zur Küche auf. Sie trug einen Stapel zusammengelegte Windeln und Handtücher im linken Arm und stützte sich mit der freien Hand auf ihren Stock.

«Ist Mary Ella nicht bei dir?», fragte sie, als wäre das was Besonderes.

«Nein.» Ich gab ihr einen Kuss auf die Wange. Ich hätte schwören können, dass ihre Haare seit heute Morgen schon wieder ein bisschen grauer geworden waren. Sie verwandelte sich vor meinen Augen in eine alte Frau, die nur noch gebeugt gehen konnte, mit dicken Schwabbelarmen und einem Dreifachkinn. Zucker und zu hohen Blutdruck hatte sie auch schon. Ich bekam langsam wirklich Angst, sie auch noch zu verlieren. Wenn ständig was schiefging, wartete man irgendwann auf so was. Auch wenn ich keine Pessimistin war. Mrs. Rex, meine Hauswirtschaftslehrerin vom vorletzten Jahr, hatte zu mir gesagt, ich wär von der Sorte Mensch, die immer auf die Sonnenseite der Dinge schaut. Ich musste immer an Mrs. Rex denken, wenn ich aus Versehen wieder «nich» statt «nicht» sagte oder «die wo». «Ihr werdet es im Leben nie zu was bringen, wenn ihr eure Sprache nicht ordentlich beherrscht», sagte sie immer.

Ich nahm Nonnie die Wäsche ab. Sie roch noch ein bisschen nach Sonne. «Vielleicht holt sie bei Mr. Gardiner noch die Extras ab.» Ich versuchte, positiv zu denken. Ich wollte Nonnie so gern den finsternen Blick aus dem Gesicht zaubern. Ein oder zwei Mal pro Woche gab Mr. Gardiner – der Vater von Henry Allen, dem all

die vielen, vielen Morgen Tabak gehörten – Mary Ella ein paar Sachen aus seinem eigenen Garten für uns mit und manchmal auch aus seiner Räucherammer. Er hätte die Sachen genauso gut mir geben können, aber für ihn war wohl wichtig, dass sie die Ältere war. Vielleicht lag es auch daran, dass sie jetzt eine Mama war und er fand, Baby William sollte das Essen bekommen. Keine Ahnung. Ich wusste nur, dass wir die Extras echt gut brauchen konnten. Mr. Gardiner kümmerte sich auch sonst sehr ordentlich um uns. Er hatte uns einen Eisschrank und einen neuen Holzofen geschenkt, der so groß war, dass die Wärme sogar bis ins Schlafzimmer reichte, wenn wir nur die Tür aufließen – und das war einfach, weil die Tür sowieso nicht richtig zuging. Nonnie wollte ihn eigentlich auch noch um eine Wasserleitung im Haus bitten, aber dann hatte Mary Ella auf einmal einen dicken Bauch bekommen. Da fand Nonnie, es wär besser, Mr. Gardiner um überhaupt nichts mehr zu bitten.

«Hat Mary Ella ihm erzählt, dass die Rehe schon wieder in unserem Garten waren?», fragte sie. Die Rehe kamen ständig zu uns in den Garten, ganz egal, wie sehr ich das kleine bisschen gute Erde auch einzäunte, das Mr. Gardiner uns selbst beackern ließ.

«Ja», sagte ich, auch wenn ich es ihm in Wirklichkeit selber gesagt hatte. Mary Ella redete nicht so gern mit Mr. Gardiner. Sie redete überhaupt nicht besonders gern.

«Hast du deinen Lohn bekommen?», fragte Nonnie mich wie jeden Tag.

«Kriegst du, sobald ich diesen kleinen Kerl gewickelt habe», sagte ich und ging ins Schlafzimmer. Mr. Gardiner zahlte uns im Gegensatz zu seinen anderen Arbeitern nur ein paar Pennys, aber dafür konnten wir umsonst hier wohnen, also beklagten wir uns nicht.

Ich ließ Baby William aufs Bett plumpsen und kitzelte ihm die Seele aus dem Leib, weil ich sein Lachen hören wollte. Wir rollten uns ein paar Minuten auf dem Bett herum und schüttelten beide

die Sorgen vom Tag ab. Manchmal sah ich diesen Jungen einfach nur an. Er war so wunderschön. Schwarze Locken, die sich weich wie Seide anfühlten, wenn man sie durch die Finger gleiten ließ. Schwarze Wimpern, lang und dicht. Dunkle Augen, die auch fast schwarz waren. Mary Ellas Haare waren noch heller als meine. Ich wollte lieber gar nicht wissen, wie die ganze schwarze Farbe in Baby William reingekommen war.

Vor dem Fenster raschelte etwas in den Bäumen, und Baby William hob den Blick. Zuerst hatten wir Angst, er wär taub, weil ihm Geräusche völlig egal waren, und Mrs. Werkman und Schwester Ann meinten beide, dass er später vielleicht auf die Taubenschule gehen musste. Deshalb jubelte ich jedes Mal innerlich, wenn er doch was hörte.

«Mama?», fragte er und hob den Kopf, um aus dem Fenster zu gucken. Das war eigentlich das einzige Wort, das er konnte, und Mrs. Werkman sagte, das wär gar nicht gut. Er war jetzt zwei Jahre alt und musste schon viel mehr Wörter können, sagte sie. Ich mochte nicht, dass sie ständig an ihm rumnörgelte. Ich sagte ihr, dass er eben einfach etwas stiller wär, genau wie Mary Ella. Kein Plappermaul wie ich.

«Das war nur der Wind», sagte ich und knabberte an Baby Williams niedlichem, kleinem Nacken. «Mama kommt bald nach Hause.»

Wenn das nur nicht gelogen war.

Ich saß mit Baby William auf dem Schoß in der Küche und fütterte ihn, und Nonnie machte mit dem Rest vom Huhn, das wir fast die ganze Woche lang gegessen hatten, einen Salat. Es wurde schon bald dunkel, aber Mary Ella war immer noch nicht da. Baby William hatte keinen Hunger. Er schob ständig meine Hand weg, und die Breibrocken fielen vom Löffel.

«Abends ist er wirklich ein Scheusal!», sagte Nonnie.

«Ist er nicht!» Ich hasste es, wenn sie so über ihn redete. Ich wette, wie wir noch klein waren, hat sie über mich und Mary Ella genauso geredet. «Er muss nur ein bisschen kuscheln, stimmt's, Baby William?» Ich schaukelte ihn, und er klammerte sich an mich wie ein Äffchen. Mrs. Werkman sagte, dass wir ihn nicht mehr füttern durften. Er sollte neben uns auf einem Stuhl am Tisch sitzen, oben auf dem Holzklotz drauf, auf dem ich und Mary Ella auch immer gesessen hatten, wie wir noch klein waren. Aber ich hatte ihn doch so gern auf dem Schoß. Außerdem quengelte er dann nicht so viel. Manchmal, wenn ich Baby William auf dem Arm hatte, dachte ich, ich könnt mich daran erinnern, wie meine Mama mich immer so auf dem Arm hatte.

«Ganz sicher nicht», sagte Nonnie, wie ich ihr das einmal erzählte. «Sie hatte euch so gut wie nie auf'm Arm!»

Ich erinnerte mich aber trotzdem dran. Vielleicht war es nur Einbildung, aber das war fast genauso gut.

Nonnie löffelte die Mayonnaise aus dem Glas auf den Salat und sah dabei die ganze Zeit zum Fenster raus. «Wird schneller dunkel, als man gucken kann», sagte sie. «Besser, du gehst und siehst zu, dass du deine Schwester irgendwo findest. Das Mädchen vergisst manchmal sogar seinen Heimweg.»

Ich ließ Baby William ein bisschen mit den Fingern essen. «Ich hab doch auch keine Ahnung, wo die steckt, Nonnie.» Aber gehen musste ich trotzdem, weil wir uns sonst beide die halbe Nacht lang Sorgen machten. Ich stand auf, gab Nonnie das Kind und den Löffel, und sie setzte Baby William auf den Klotz. Er fing an zu heulen, und sie hielt ihm den Mund zu.

Draußen sah ich zur Sicherheit zuallererst im Plumpsklo nach, aber da war sie nicht. Dann ging ich durch den Wald und über die Weide, drehte den Kopf in alle Richtungen und hielt nach Mary Ella Ausschau. Ich ging die Straße am Tabakfeld entlang. Es sah im Abendlicht ziemlich unheimlich aus. Wie ich noch klein war,

erzählte meine Mama mir immer, dass in den Tabakpflanzen die Feen wohnten. Nonnie meinte, das würde ich mir einbilden, so was Phantasievolles hätte Mama niemals gesagt, aber das war mir egal. Wenn ich mir die Erinnerungen an meine Mama ausdenken musste, dann war es eben so. Früher glaubte ich noch, dass ich sie eines Tages selber fragen könnte, ob meine Erinnerungen stimmten, aber Mrs. Werkman fand, es würde sicher nichts Gutes dabei rauskommen, wenn ich meine Mama nach so langer Zeit besuchen würde. «Für keine von euch beiden, Schätzchen», sagte sie, und so, wie sie's sagte, war mir klar, dass ihr die ganze Sache wirklich leidtat.

Auf der linken Seite konnte ich das Haus von den Gardiners stehen sehen, so gut wie alle Zimmer hell erleuchtet. Ich ging schneller, damit ich die Rückseite vom Haus und die beiden Fenster richtig sehen konnte, die zu Henry Allens Zimmer gehörten. In dem Zimmer war ich auch schon mal gewesen. Heimlich natürlich. Die würden mich abmurksen, wenn sie das wüssten. Mr. oder Mrs. Gardiner. Oder Nonnie! Oh Gott, Nonnie würde mir den Kopf abreißen! Aber Henry Allen würde mich beschützen. Ich traute niemandem auf der Welt so wie diesem Jungen. Sogar wie wir noch klein waren, hat er sich mit jedem angelegt, der was Schlechtes über mich sagte. Damals konnt ich noch gar nicht ahnen, wie sehr ich ihn mal lieben würde.

Ich wär fast über meine eigenen Füße gestolpert, weil ich mir so den Hals verrenkte, um die Fenster zu beobachten. Ich wünschte mir so sehr, dass sich vielleicht Henry Allens Schatten dahinter bewegte, aber ich war viel zu weit weg, um was zu erkennen, und die Fenster waren nur Rechtecke aus Licht. Es war inzwischen richtig dämmrig, und wahrscheinlich hätte er mich sowieso nicht sehen können, auch wenn er rausgeschaut hätte. Ich konnte trotzdem das lange, unsichtbare Band spüren, das mich mit ihm verband. Immer schon.

Ein Stückchen weiter die Straße runter brannte auf der Veranda vom Jordan-Haus ein Licht. Das war die zweite Familie, die auf der Gardiner-Farm lebte. Aber da war Mary Ella bestimmt nicht. Ich drehte um und konnte schon bald die Fenster vom Farmhaus wieder sehen. Ich war so damit beschäftigt, zu Henry Allens Zimmer hinzustarren, dass ich fast vergessen hätt, was ich tun sollte, nämlich meine Schwester suchen. Ich fragte mich, ob er sein Radio eingeschaltet hatte. Er hatte nämlich eins von diesen kleinen tragbaren Dingern. Er brachte es immer mit, wenn wir uns am Bach trafen. Wir hatten zu Hause auch ein altes, großes Radio, aber da musste man was in die Steckdose stecken. Henry Allen sagte, er würde mir ein kleines besorgen, und die Vorstellung, dass ich dann die Musik einfach mit mir rumtragen könnte, war unfassbar. Die Gardiners hatten sogar einen Fernsehapparat, und Henry Allen hatte mir versprochen, ihn mir irgendwann mal zu zeigen, aber das ging nur, wenn seine Eltern und das Hausmädchen nicht zu Hause waren, und ich wusste wirklich nicht, was passieren musste, damit es so weit kam. Eine Beerdigung vielleicht. Ich wollt mir aber keine Beerdigung wünschen, nur damit ich einen Fernsehapparat zu sehen kriegte.

Ich spähte die Straße vor mir hinunter und wünschte, ich hätte eine Laterne mitgenommen, weil es inzwischen echt dunkel wurde. Aber der Mond war riesengroß und streute sein Licht über den Tabak wie Glitzer.

«Was treibst du denn um diese Uhrzeit noch hier draußen, Ivy?»

Ich fuhr zusammen, und meine Augen brauchten eine ganze Minute, um Eli Jordan zu erkennen, der von vorne auf mich zukam. Er war so schwarz, dass er mit der Nacht verschmolz.

Ich wurde langsamer. «Nur Mary Ella suchen», sagte ich leichthin, weil ich nicht besorgt klingen wollte.

«Das Mädchen ist 'ne echte Streunerin, was?» Wir waren fast

auf gleicher Höhe, und er ließ den Blick über das Feld wandern, als könnte er sie sehen. Er war auch siebzehn, genau wie Mary Ella, aber er konnte leicht für zwanzig durchgehen. Einen ganzen Kopf größer als ich und Schultern wie ein Schrank. Nonnie nannte ihn Gaul. «Dieser Jordan-Gaul ackert für vier!», sagte sie manchmal, und es klang bewundernd, aber einen Atemzug später zischte sie dann: «Halt dich bloß fern von dem, Ivy!», wie wenn ich so blöd wär, mich mit einem farbigen Jungen einzulassen. Das musste sie mir echt nicht sagen. Manchmal hatte ich das Gefühl, wie wenn er nach mir Ausschau halten täte. Und manchmal bekam ich richtig Angst vor seiner Kraft. Wie an dem Tag, wo er den riesigen Baumstamm von Mr. Gardiners blauem Laster gehoben hat, und die Muskeln über seinen Rücken liefen wie das Wasser im Bach. Er war einer von den Jungs, bei denen es im Leben gut oder richtig schlecht laufen konnte. Ich hatte keine Ahnung, für welchen Weg er sich entscheiden würde.

«Hast du sie heute nach der Arbeit noch mal gesehen?», fragte ich ihn.

Er schüttelte den Kopf und ging an mir vorbei in Richtung Zuhause. «Nix hab ich gesehen», sagte er über die Schulter. «Is wahrscheinlich längst zu Hause, wenn du wiederkommst.»

«Wahrscheinlich», antwortete ich und ging weiter, schneller jetzt.

Der Mond beleuchtete die Reihen von Tabakpflanzen, und ich beobachtete beim Gehen wieder die Fenster im Farmhaus. Ich steckte die Hand in die Tasche von meiner kurzen Hose und spürte den Fetzen Papier. *Morgen, um Mitternacht*. Die Nachricht war von Henry Allen. Er hinterließ mir fast jeden Tag eine kleine Nachricht, ganz unten an dem alten Zaunpfosten, in einer Ritze im Holz. Da konnte er den Zettel ganz tief reinschieben, und außer mir wusste niemand, dass da was steckte. Manchmal schrieb er ein Uhr oder zwei Uhr, aber normalerweise immer Mitternacht. Das mochte ich

am liebsten. Mir gefiel der Klang. Mir gefiel die Vorstellung, wie ich unsern Enkelkindern eines Tages erzählen würde: *Euer Großvater und ich trafen uns immer um Mitternacht am Bach*. Nur was wir dort machten, das würde ich ihnen bestimmt nicht erzählen!

In der Ferne sah ich eine Laterne. Jemand ging die Deaf Mule Road lang, auf der Strecke zwischen Farmhaus und Wald. Henry Allen war das bestimmt nicht. Viel zu früh. Als ich näher kam, sah ich, wie das Mondlicht auf die blonden Haare meiner Schwester fiel. Ihr Zopf hatte sich gelöst, und die Haare waren ganz wild, wie ein riesiger verrückter Strahlenkranz rund um ihren Kopf. Sie trug was an ihrem Arm, und ich wusste, dass das der Korb mit den Extras war, die Mr. Gardiner ihr für uns mitgegeben hatte. Ich ging schneller, bis ich so nahe bei ihr war, dass sie mich hören konnte.

«Mary Ella!», rief ich. Sie blieb stehen und schaute sich um, um rauszufinden, aus welcher Richtung meine Stimme kam. Dann entdeckte sie mich. Aber anstatt mir entgegenzugehen, überquerte sie rennend den Weg, auf dem ich war, lief in den Wald und schnurstracks nach Hause. Ich wusste, dass sie vor mir weggrannte. Sie wollte mich nicht sehen. Oder, dass ich sie sah. Meine Schwester war echt seltsam.

Wie ich nach Hause kam, saß sie schon auf der Veranda und wiegte Baby William in ihren Armen. Obwohl es dunkel war, sah ich genau, dass sie ihn so fest gepackt hielt, dass er eigentlich weinen müsste, aber Baby William ertrug ihre Liebe, wie sie war. Sie war die Einzige, die ihn beruhigen konnte, wenn er wütend war, weil ihm die Worte fehlten, um uns zu sagen, was er wollte. Dann waren sie wie zwei stille Seelen, die aus demselben Holz geschnitzt waren.

«Wo warst du, Mary Ella?», fragte ich, als würde ich tatsächlich eine ehrliche Antwort erwarten.

«Musste bei Mr. Gardiner noch die Extras abholen», sagte sie.

Ich hatte keine Lust, mit ihr zu streiten. Man brauchte nicht

stundenlang dafür, die Extras abzuholen, es sei denn, man musste sie selber ausgraben. Ich sagte nicht, dass ich gesehen hatte, wie Eli um dieselbe Zeit nach Hause gegangen war wie sie. Mary Ella hatte was echt Zerbrechliches an sich, und ich hatte immer Angst, dass sie einen tiefen Riss bekam, wenn ich sie an der falschen Stelle anpackte.

Nonnie kam raus und kramte im Licht, das aus dem Haus drang, in dem Korb. «Donnerschlag! Er hat uns was von Desirees Bananenpudding mitgeschickt!», rief sie. «Herr im Himmel, wenn er das doch jede Woche machen täte!»

«Nonnie, du darfst das nicht essen!», sagte ich und setzte mich auf die Stufen. «Denk doch mal an deinen Zucker!»

«Sag du mir nicht, was ich essen darf und was nicht!», fuhr Nonnie mich an. «Du vergisst wohl, dass du meine Enkeltochter bist und nicht meine Mutter!»

Ich hielt den Mund. Beim Essen war Nonnie wie ein kleines Kind. Wenn man ihr sagte, dass sie was nicht essen durfte, machte sie es erst recht, nur aus Trotz. Und wenn ich sie daran erinnerte, dass sie ihr Pipi testen musste, log sie rum und sagte, das hätte sie schon erledigt.

Ich schlug eine Mücke tot. Hier draußen blieb ich bestimmt nicht lange. Sobald man aufhörte, sich zu bewegen, fielen sie über einen her.

Nonnie ging rein und kam mit einem Löffel zurück. Sie machte es sich in ihrem Schaukelstuhl gemütlich, nahm die Puddingschüssel auf den Schoß und seufzte zufrieden. Ich konnte gar nicht hinsehen.

«Ich hab das Ende meines Arbeitslebens erreicht, Mädels», sagte sie. Das sagte sie jetzt schon seit Jahren, aber in letzter Zeit glaubte ich es selbst. Sie war heute gerade mal zwei Stunden bei uns in der Scheune gewesen, und es war ihr sogar schon zu viel, Baby William hinterherzujagen. Jetzt lag es an mir und Mary Ella, so hart

zu arbeiten, dass Mr. Gardiner zufrieden mit uns war und uns in unserem Haus wohnen bleiben ließ. Er könnte genauso gut ein paar richtige Arbeiter dort unterbringen. Eine Familie mit einem Vater und Söhnen, die fünf Mal mehr ranschaffen würden als ich und Mary Ella und Nonnie. Ich hatte immer Angst, dass er uns eines Tages wegschickte. Keine Ahnung, was wir dann anfangen würden.

Ich sah meiner Großmutter dabei zu, wie sie die Schüssel Bananenpudding in sich reinschaufelte, während meine Schwester ihre Geheimnisse so eng umklammerte wie ihren Sohn, und ich fragte mich, wie lange wir noch so weitermachen konnten.